

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 24 (1934)
Heft: 24

Artikel: Der Bielersee
Autor: Schweizer, Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640015>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

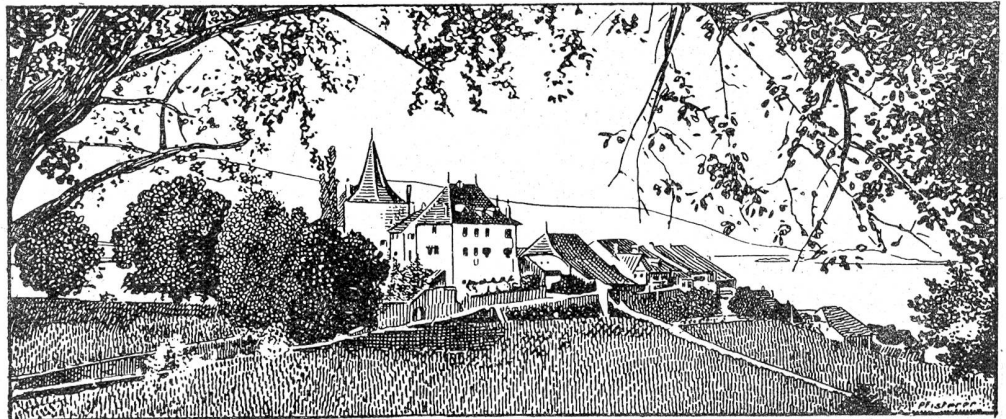
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Colin Roß, der sich heute vorbehaltlos zur deutschen Diktatur bekennt, wird sich auch den Diktator Josef und dessen Wirtschaftspolitik näher ansehen müssen. Die Ägypter kamen zwar über die sieben Hungerjahre hinweg. Aber wie! Erst nahm ihnen der „Landesvater“ alles Geld aus der Tasche, dann stahl er ihnen ihr Vieh, dann ihren Grundbesitz und zuletzt ihre persönliche Freiheit (Nachzulesen: 1. Moses, 47). Mit Geldeinzug fing er an (Deflation), mit der Verflkung des Volkes hörte er auf! Sollte diese „nationale“ Lösung des Wirtschaftsproblems wirklich die einzig wünschbare sein?



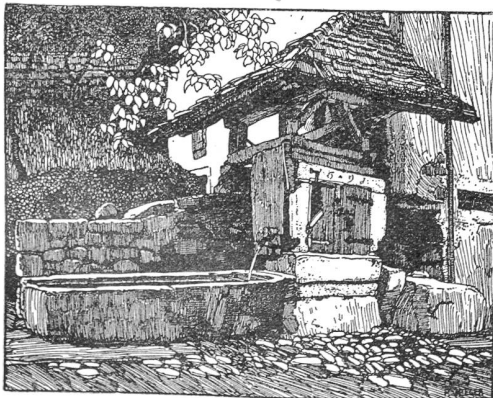
Erlach am Bielersee mit Schloss.

Der Bielersee.

Wer diesen Jurasee, die Menschen, die Landschaft — dieses ganz Eine und Einzige — erlebt hat, wird es nicht wieder abtun können. Heute nicht, morgen nicht; vielleicht nie. So leicht ist um diesen See alles — und doch so eindringlich. So eindeutig und so zauberhaft. So einfach und so unvergleichlich: der See, sagt der Eingeborne.

Und das ganze Seegebiet hat einen ganz leise mousierenden Klang. Woher nimmt es seine Macht? Trägt man den Duft von Landschaften mit sich fort? Ich weiß es nicht — ich weiß nur, daß ich noch oft zu ihm zurückkehren werde wie zu einer Wohltat; zu einer Leichtigkeit der Natur; zu einer Wohltat auch menschlicher Kräfte, menschlichen Wirkens, menschlichen Fleißes in der Natur. Fern von Gewalttat übt sich hier beides. Natur und Mensch: hier an diesem See versöhnen sie sich in der Landschaft. In anderer Weise, zärtlicher möchte man sagen, als der Bauer mit der Pflugischar das Feld umwirft und unterjocht, bestellte Menschenhand diese Berge, diese Hänge, diese vielerlei Lagen weithin mit Wein.

Aber das Antlitz des Landes, der Leib der Jurahänge blieb gleichsam unangetastet. Er ist eher verklärt davon. Er steht nicht in Fron wechselnder Trächtigkeit wie Acker



Alter Brunnen in der Hintern Gasse in Ligerz.

und Brache drüben von Suß, Mörigen, Gerolfingen, Lüscherz und Vinelz. Er blüht im Wein. Die Gewalttätigkeiten der Industrie, wie sie andere Gebiete durchsetzen,

bleiben fern. Handel und drückender Verkehr, Seeauf und Seeab verhindert der See wie der Jura listig mit unzähligen Rassen und Buchten, Rehren und Schleifen. Am Fuß der Weinberge macht die Maschine Halt. Sie findet keinen Boden, die mühende Arbeit menschlicher Hand zu verdrängen.

Doch dies ist nicht das Geheimnis. Es ist etwas anderes mächtig. Ein Inneres Unbedingtes. Kaum eine Landschaft ist so sinnlich wie diese; so wohligh, den Sinnen zugehen und — gesund. Man spürt sie wie eine Berührung, wie Licht, Luft, Frische und Wärme. Ihre Sinnlichkeit geht nicht auf das Erregende hin, sondern auf das Beruhigende, Beglückende. Nichts ist verborgen, alles in ihr ist sichtbar, fühlbar, schmeckbar, läßt sich genießen, trinken mit Atem, Augen und Mund. Davon leuchtet das Land, davon redet der Wein.

Und alles dreht sich um den See — den Bielersee. Immer findet ihn das Auge. Immer ist er da wie freundlicher Geist mit seinem Idyll von Insel. Die Farbe des Wassers ist matt, stumpf-grün, manchmal blau, um am Abend alle Stalen einer Malerpalette zu spiegeln. Die blaugrünen Nebengelände spiegeln sich grün im Grün. Der See liegt ausgebreitet wie ein gleitendes, schimmerndes Tuch; wie ein schmeichelndes Band.

Westlich ist dieser See — leicht schon und — französisch möchte man sagen. Rebland und See — sie sind miteinander verschmolzen. Nicht nur das Auge und die Erinnerung vereint sie. Mehr noch: sie sind eine sinnliche Einheit — ein Einziges. Und dort an den Ufern und Hängen die unabsehbare Heerschar der Reben bis hin zur größten geschlossenen Weinparade Berns. Schmurgerade laufen die ausgerichteten Reihen der Stöcke. Wärmendes Kalkgebrödel, sorgsam gehäuft, umgibt oft die Wurzeln und wirft selbst von unten den Reben die Strahlen der Sonne zurück. Bis dicht an die Häuser der Orte drängen die Reben heran. Raum für die Lebenden ist Platz, geschweige denn für die Toten. So hat fast jeder Ort seinen kleinen Friedhof dicht bei sich. Umstellt und eingeeengt von Reben schlafen die Toten unter kurzen Reihen von Kreuzen ihren heißen Schlaf. Sie brauchen keinen Schatten und der Wein braucht Sonne.

Die Weindörferchen des Bielersees gleichen einander. Nirgends schöner lernt man sie kennen als vom See aus, vom Segel-, Ruderboot oder einem schnellen Dampfer. Das mildmatte Braunschwarz ihrer Ziegeldächer, ihr sonnen-dämpfendes Matt, das kaum eine Farbe, nur einen stillen Schein der Landschaft zugesellt, ist das Bestimmende aller Bielersee-Weinorte. Die Einheitlichkeit des Materials und des Handwerks ist fast Stil, ist Wohltat für Auge und Gefühl. Manches vornehmere Haus fällt auf: Schlöbli, Engelberg, Hof und wie sie alle heißen mögen, aber nur als Einzelwesen, nicht im Ganzen der Landschaft.

Die ist ausgeglichen. Ihre Elemente kehren überall beglückend wieder. Und ihr schönster Ausdruck — ewig wiederkehrend — ist der Wein. Wein ist Arbeit und Laubung, Geschäft und Liebe, Mühe und Lohn, Rede und Antwort, Hoffnung und Schicksal des Landes und der Menschen. Er ist Sorge und Gebet, Tagewerk und Abendtrunkenheit, Glück und Enttäuschung, Nüchternheit und Rausch des Jahres. Weinberg und Weindorf wechseln an den Ufern in endlosen, rühmlichen und geheimnisvollen Namen und ununterbrochener Folge. Alle haben ihre Ehre und Ueberlieferung, ihre wohlbehütete Art, ihren Reiz und ihre Eigentümlichkeit; genau wie die Seebuzen. Walter Schweizer.

Orpheus am Fjord.

Von Stephan Georgi.

„Er ist wieder da!“ riefen sich die Bauern von Lofthus zu, und ein freudig belebender Zug legte sich neu in die kernigen Gesichter, denen man trotz mancher Verwitterung die Spuren feiner Kultur und hoher geistiger Fähigkeiten ansah; denn viele der Hardanger-Bauern entstammten den alten norwegischen Adelsgeschlechtern. Mit diesem Zuruf aber meinten sie nicht den jungen Lenz, der eben begann, seinen Farbkasten über den Hardanger-Fjord auszusüßten, sondern den kleinen, untersehten Mann, der seit einigen Tagen mit flatternden Haaren unten, am Wasser, einherwandelte, mit komisch wirkenden, ungelenteten Säcken von Stein zu Stein sprang, um an einen besonders günstigen Aussichtspunkt zu gelangen und dann, mühsam atmend, wobei die Hände stets die Sacktausschläge festhielten, so eindringlich in die Runde blickte, als wollte er nicht nur die Schneekuppe des ragenden Folgefond, den mächtigen Wasserfall und die hohen Fichtenwälder, vielmehr jede Bergspitze, jedes Wasserzöpfelchen einzeln grüßen.

Edvard Grieg war auf seiner Flucht vor der Welt wieder im stillen Lofthus eingezogen. Hier, in engster Fühlung nur mit Bergen und Wassern, in diesem still-verschwiegenen Prachtbereich seines über alles geliebten Vaterlandes fand er Sammlung und Arbeitsruhe; hier sang er, als Orpheus am Fjord, seine Lieder den Tieren und Steinen zu. Dicht über dem Wasser, auf halber Höhe des Felsens, stand eine primitive Holzhütte, deren einziger Raum kaum mehr enthielt als Stuhl, Tischchen und den kostbaren Erard-Flügel. Das war die Werkstatt Griegscher Melodien. Böllige Einsamkeit, weite Naturruhe ringsum; denn die dem Komponisten in liebender Wertschätzung treu ergebenen Bauern wußten es trefflich anzustellen, neugierige Fremde von der Hütte am Abhang fernzuhalten.

Ein beschwerlicher Weg über steinige Hügel und Geröll war es bis zu jener Landzunge, deren Spitze einen weithin großartigen Anblick bot. Dort ließ sich Grieg auf einem moosigen Stein nieder und saß fast reglos Stunde um Stunde, sich seinem unversiegbaren Hang zum Träumen hingebend. Er merkte nicht, wie die Zeit verran; murrend und schäumend umspielte das Wasser die Felsblöcke, noch sprangen da und dort Fische aus ihrem Element empor, dann glitt die Sonne hinter die Berge, Nebel wallten auf und hüllten die Gegend in feinstes Grau; heimlich Flüstern und Raunen unsichtbarer Trolle und Wassergeister nur noch.

Nach und frierend kam Grieg abends ins Dorf. Am nächsten Tage lag er fiebernd im Bett. Eine quälende Angst befiel ihn. Er wußte, wie sehr in sich seit seiner Krankheit damals in Leipzig, die ihm nur noch einen brauchbaren Lungenflügel gelassen hatte, vor einem Rückfall hüten, sich aufs äußerste schonen mußte. Es war nicht Furcht vor dem Tode, sondern Angst davor, mit seinem Schaffen aufhören zu müssen, abschließen zu müssen, bevor er von selbst am Ende war. Diese Angst saß seit Leipzig immer in ihm, machte ihn still und scheu.

Aufhören müssen? Grieg wischte sich den Schweiß von der Stirn. Aufhören? Jetzt, wo er mühsam die Höhe erklimmen hatte? Er sah den Knaben Edvard vor sich, den Schüler Grieg, der so gern einmal die Schule schwänzte, der dann eines Tages mit stolz geschwellter Brust in seiner Bank saß, als ein Mitschüler meldete: „Herr Lehrer, der Grieg hat etwas mitgebracht. Er hat etwas komponiert.“ Und als der Lehrer das Heft aufschlug, las er: Variationen über eine deutsche Melodie für das Klavier, von Edvard Grieg. Opus I. Aber der Lehrer hatte den Knaben beim Ohr genommen, geschimpft und ihm eingeschärft, solchen Unfug zu lassen und sich lieber um die mangelhaften Schularbeiten zu kümmern. Doch der junge Edvard hatte den „Unfug“ nicht gelassen, und als der große norwegische Geiger Ole Bull das aus der Latenz hervorbrechende Talent des Knaben erkannte, ging es zum Studium nach Leipzig. Trockene Jahre mit der steten Sehnsucht nach der Heimat, nach den Fjorden Norwegens. Dann kamen die ersten Werke, die in die Öffentlichkeit gelangten; kam die fördernde, erhebende Freundschaft mit Richard Nordraak, dem Lebensvollen, Selbstbewußten. Ja — dann kam Nina Hagerup, die blonde Cousine. Das war ein harter Kampf. Mit einem neuen Lied war er zu ihr gegangen, das trug den Titel: Ich liebe dich ... Und Ninas Mutter, die ehemals gefeierte Schauspielerin, erhob ein wehrendes Lamento: „Das arme Kind! Ein Künstler! Ein Musiker! Er ist nichts und hat nichts und macht eine Musik, die niemand hören will.“ Edwards und Ninas Entschluß aber war stärker als Frau Hagerups Bedenken. Und war er wirklich nichts? Machte er wirklich eine Musik, die niemand hören wollte? Franz Liszt rief ihn zu sich; in Rom lernte er den Vielvergötterten kennen, den Künstler aus aller Welt umschwärmten und schöne Frauen umdrängten, um den Saum seines Abbe-Mantels zu berühren. Ueberschwang der Anerkennung, beflügelnder Ansporn! Seinen Landsmann, den düsteren Weltverächter Ibsen lernte er dort kennen; Björnson, der machtvolle Bolterer war Freund und Mitstreiter geworden. Nun ging's dem gemeinsamen Ziel entgegen: der vernachlässigten norwegischen Kunst den nationalen Charakter zu verleihen. Es ging aufwärts. Sechzehn Aufführungen allein in Christiania erlebte der „Peer Gynt“. Das war mehr als Dichter und Komponist erwartet hatten. Jetzt griff bereits das Ausland danach. Ibsen! Welche Größe in seinem Werk! Aber wie fern stand dem Philanthropen Grieg der verbissene Menschenfeind Ibsen. Nein, bei aller Hochschätzung voreinander, da gab es keine Brücke, würde es nie eine geben können. Welch ein Zustand, daß zwei Männer, die ein hohes Werk gemeinsam schufen, sich innerlich völlig fremd blieben, sich kaum die Hand reichten, wenn sie sich auf der Straße begegneten, ein paar läppiße Höflichkeitsworte hervorbrachten und sich grußlos trennten.

Der Kranke saß vom Fenster in die ersten zarten Frühlingsfarben hinaus. Er hüftelte, und wieder bemächtigte sich seiner eine schale Resignation. Die schleichende, zermürbende Krankheit. Einmal wird sie ihn doch fassen. Einmal? Vielleicht schon diesmal; vielleicht schon ...

Minutenlang starrte er vor sich hin. Dann griff er zu dem Heft, das die Gedichte des einfachen Bauern Binje enthielt. Da war eines dabei: Lekster Frühling.

Weißer Apfelblüten schaukelten vor dem Fenster. Der Kranke achtete nicht mehr darauf; er schrieb, reißte Notizen an Notizen.

Als wenige Tage später Nina Grieg in Lofthus eintraf, konnte ihr der Arzt schon beruhigend mitteilen, daß keine Gefahr mehr bestünde. Eine glücklich überwundene Erkältung; auch von der Nervenüberreizung würde er sich hier in den Bergen bald erholen.

Unter Ninas liebevoll sorgfältiger Pflege erholte sich der Kranke überraschend schnell. Nach einer weiteren Woche